

Einzeltürmen mehrfach im Rheinland erfuhren — Büttgen bei Neuß, Jülich —, so erscheint unser Beispiel erst recht als Glied einer ganzen Familie.)

Bevor die jüngste Forschung eine Reihe ausgesprochen spätromanischer Elemente bis in die fünfziger und sechziger Jahre des 12. Jahrhunderts zurückdatieren konnte, wäre die hier vertretene Einreihung unserer Kirche wohl auf Unglauben gestoßen. Soweit die überlieferten Zeichnungen Einzelheiten wiedergeben, fügen sie sich jedoch diesem neugewonnenen Bilde ein: eckblattlose attische Basen, Kapitelle mit enggereihten, den Kelch völlig verhüllenden Zungenblättern, gekehlte Kämpfer und Karniesgesimse mit weit vortretenden karniesförmigen Konsolen, im Innern ein Kreuzgewölbe mit Schlußstein, dessen Rippenprofil leider als einzige Detailform nicht sicher erkennbar ist, auf Ecksäulen mit sehr reich durchgebildeten Kelchblockkapitellen, deren Blätter palmettenartig gruppiert und stark gegliedert sind. Könnten hier Zweifel an der Einheitlichkeit des Bauwerkes auftauchen (immerhin wird zu 1203 eine Wiederherstellung der Kirche gemeldet), so ist doch im übrigen deren Gefüge so einheitlich, daß höchstens eine Erneuerung dieses Gewölbes in Frage käme.

Die Kirche von Saint-Nicolas-en-Glain, mit dreikonchenförmigem, in einem rechteckigen Mauermassiv verborgenem Chor unter einem einspringenden Turm, mit Zwerggalerie, zeigt so vielfältige Analogien zu Schwarzrheindorf, daß die Bezeichnung als Schwesterbau nicht zu gewagt erscheint. Die Weihe im gleichen Jahr schließt ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen den beiden Kirchen wohl aus, und gerade das möchte den Fall symptomatisch erscheinen lassen: es handelt sich um parallele Erscheinungen aus gleicher Wurzel.

H. E. Kubach

REZENSIONEN

W. MEYER-BARKHAUSEN, *Das große Jahrhundert kölnischer Kirchenbaukunst. 1150—1250.* Köln 1952, E. A. Seemann-Verlag. 208 S., 180 Abb. auf Tafeln und 41 Fig. im Text. DM 28.—.

M. untersucht Form und Entwicklungsgeschichte der wichtigsten Kölner Kirchen zwischen 1150 und 1250 sowie einer Reihe von Bauten, die in wechselseitigen künstlerischen Beziehungen zu diesen standen; er behandelt also die eigentliche Blütezeit der kölnisch-niederrheinischen Architektur, die sonderbarer Weise noch keine angemessene kunstgeschichtliche Darstellung gefunden hatte.

Die wissenschaftsgeschichtliche Situation wird von M. nicht ausdrücklich dargelegt, sondern nur gelegentlich berührt. Sie ist des Näheren dadurch gekennzeichnet, daß — von Dehios Geschichte der Deutschen Kunst abgesehen — seit Galls „Niederrheinischen Apsidengliederungen nach normännischem Vorbild“ (Berlin 1915) keine Arbeit von Format den Komplex als Ganzes untersuchte. Vielmehr hatten

Teilprobleme (Bauornamentik, Westbauten, Emporen, Triforien, Kunstgeographie) und Monographien (Brauweiler, St. Georg in Köln, Andernach u. a.) die Forschung beschäftigt. So verblieb bis jetzt der unbefriedigende Eindruck, daß Hauptfragen, wie z. B. das Verhältnis zur gotischen Baukunst Frankreichs, offen geblieben waren. Hatte sich die ältere Forschung vielfach um den Nachweis der Herkunft einzelner Formen bemüht (wie noch die Marburger Schule), so war es der neueren im Anschluß an Gall (aber ohne seine Schlußfolgerung zu übernehmen) wesentlich darum zu tun, die niederrheinische Baukunst als ein Formwesen von eigener Gesetzlichkeit zu erkennen. Ein Ausgleich zwischen beiden Tendenzen war nicht erfolgt. Hier entscheidet M. zweifellos richtig: er bestimmt mit bemerkenswerter Unvoreingenommenheit die Linie, an der sich fremde Einflüsse und eigene schöpferische Begabung scheiden.

Datierungsfragen. Die Chronologie der niederrheinischen staufischen Baukunst schien seit Jahrzehnten im wesentlichen unerschüttert. Hier ist nun an einer entscheidenden Stelle ein Einbruch erfolgt: M. kommt unabhängig von W. Zimmermann (in: Kölner Untersuchungen, Ratingen 1950) mit anderen, vielleicht nicht ganz so zwingenden, aber doch überzeugenden Gründen ebenfalls zur Frühdatierung des Kleeblattbaues von Groß St. Martin, auf den er wie Z. die Weihe von 1172 bezieht. Damit rückt diese Kirche an den Anfang der staufischen Architekturentwicklung. Die Vordatierung der Apsiden von St. Kastor in Koblenz (F. Michel im Kd.band) und St. Gereon in Köln (A. Verbeek) bildet die Voraussetzung dafür. — Die Bonner Querschiffapsiden (vielleicht noch ohne Wölbung und Zwerggalerie, die möglicherweise erst nach dem Langhaus ausgeführt wären) setzt M. mit Bader kurz vor 1200 an; es folgen in kurzem Abstand St. Andreas (Vierung samt Turm, Langhaus und Westbau) und Neuß (Westbau I). Das Bonner Langhaus wird, entgegen Baders neuerem Vorschlag (nach 1239) noch vor 1218 eingeordnet, also gleichzeitig mit den Langhäusern von St. Aposteln und Neuß, vor denen von St. Kunibert und Roermond. Insbesondere das Datum dieser letzteren Kirche (1218—24), das freilich nicht ganz einwandfrei belegt ist, veranlaßt diese Umstellung. Es ergibt sich die Reihenfolge: Bonn Querschiff (noch ohne Vierungsturm), St. Andreas Vierung mit Turm, Langhaus und Westbau, Bonn Langhaus und Vierungsturm, Roermond Ostbau und Langhaus.

Im übrigen bleibt es im allgemeinen bei den herkömmlichen Datierungen für die Spätzeit, wo lediglich Sinzig früher als bisher angesetzt wird (1220—30). Es sei erwähnt, daß auch M. Weigerts und Thelens apodiktische Beziehung der (sehr anfechtbar überlieferten) Baudaten von 1209—14 auf den Linzer Chor ablehnt und diesen wie geboten an den 1246 datierten Remagener Chor heranrückt. (Vgl. Kd. Neuwied.)

Entwicklung. Durch die Frühdatierung des Ostbaues von Groß St. Martin treten Schwarzrheindorf und die frühstaufische Gruppe gegliederter Apsiden aus ihrer bisherigen Isolierung heraus; auf die Ausbildung der Zwerggalerie (auf Mauerücksprung in Schwarzrheindorf, über dem Ansatz der Halbkuppel in Bonn und

Köln, St. Gereon) folgt nun unmittelbar die des Apsidenaufgangs als weiterer Schritt zur Zweischalenwandgliederung, vorbereitet durch Ausnischung der Wände und Geschoßbildung. M. begründet die Form der Laufgänge in Groß St. Martin aus den besonderen Umständen, vor allem der großen Mauerstärke, und glaubt (entgegen W. Zimmermann) ohne erneute Annahme normannischer Vorbilder auskommen zu können.

St. Aposteln verliert damit den Ruhm, die Entwicklung der staufischen Dreikonchenbauten eingeleitet zu haben und erscheint nunmehr als klassische Ausprägung des Gedankens durch eine jüngere Generation. — In beiden Bauten wird als der entscheidende formschöpferische Gedanke die *Kreisung* herausgestellt, d. h. die Umkreisung des Raumes durch geschoßweise Gliederung im Innern und am Äußern. Die Einführung dieses Begriffes erscheint mir durchaus erwägenswert, da er dem Wesen der Sache näher kommt. („Zentralisieren“ muß dagegen blaß und abstrakt erscheinen, da es eine gedachte Lotachse meint, während „Kreisung“ auf den realen Baukörper und zugleich auf die durch den Laufgang für den Menschen geschaffene Bewegungsmöglichkeit abzielt.)

M. sieht den wesentlichen Inhalt der weiteren Entwicklung — bei dem bekannten fast gleichbleibenden Beharren bei der geschlossenen Wand — in der Auseinandersetzung der mehrgeschossigen Gliederung mit dem „Joch“, zuerst in den Apsiden selbst, sodann sehr bald in Querschiffen (St. Kunibert, St. Aposteln Westquerhaus) und in Langhäusern. Von der im zweiten Jahrzehnt gewonnenen Stufe an (Bonn) wird jedoch die Entwicklung eher rückläufig.

Der Begriff der Kreisung erweist sich auch für die Baukunst der Spätphase als fruchtbar, indem er erlaubt, sowohl das Verhältnis des Langhauses zum Ostbau und die Bedeutung des offenen Vierungsturmes als auch die Rolle der Querhaus- und Fassadengliederung zu fassen. Wichtig wird hier insbesondere die Unterscheidung von (niederrheinischer) Kreisung mehrgeschossiger Wandgliederung und (nordfranzösischer) „basilikalischer Kreisung“ durch Einbeziehen von Chor und Querhaus in die Raumbildung des Langhauses (Laon). Besonders wird in diesem Zusammenhang die Bedeutung der „Dreibogenstaffel“ für die Wandumkreisung herausgearbeitet, und zwar als Gliederungsmotiv der Innenfassaden (Mittel- und Querschiff). Bei den Apsiden zeigt sich seit etwa 1200 ein Nebeneinander der beiden Grundformen, der runden und der kantigen (Bonn Querhaus), und ein gegenseitiges Sich-Durchdringen der geschoß- und der jochweisen Gliederungsauffassung, wobei erst seit den dreißiger Jahren die letztere obsiegt. — Es würde zu weit führen, M. in der Analyse der einzelnen Bauten zu folgen, in die jeweils eine Fülle von Beobachtungen zur Baugeschichte und zur künstlerischen Würdigung verarbeitet ist.

Method e. Wie schon aus Vorstehendem hervorgeht, ist M.'s zentrales Anliegen eine Interpretation und ein strukturelles Verständnis der sichtbaren Form. (Es geht ihm also weder um historische noch liturgiegeschichtliche noch „ikonologische“ Zusammenhänge, für die in der Tat in der staufischen Periode wohl nur begrenzte Erkenntnismöglichkeiten bestehen.) Mit der durch die klassische Kunstwissenschaft aus-

gebildeten Methode geht er von der nahsichtigen Beschreibung der Forms substanz des Objektes aus, die er mit bemerkenswertem Feinsinn handhabt. Hier wird man kaum irgendwo die Gefolgschaft versagen.

Die vergleichende Methode, Struktur und Einzelform gleicherweise erfassend und in sehr lebendiger Art angewandt, deckt das Netz der Beziehungen zwischen den Bauten auf. Zuweilen mag sich die Frage stellen, ob immer die methodische Schwierigkeit hinreichend bewußt bleibt: ist es in jedem Fall möglich, zwischen dinglicher Beziehung und bloßer Ähnlichkeit (infolge gleicher Voraussetzungen) zu unterscheiden? Besonders beachtlich ist jedoch, wie M. es versteht, die Kategorien der Betrachtung aus dem Gegenstand zu gewinnen und sie nicht aus anderen Sphären heranzutragen — was ein Kardinalfehler vieler früherer Untersuchungen gerade auf diesem Gebiete war. (Nur ganz am Rande macht sich gelegentlich noch ein Rest abwertenden Urteils geltend, da wo rheinische Baumeister gar zu sehr gegen die Gesetze klassischer Harmonie verstießen: Brauweiler Ostteile, St. Kunibert, St. Gereon Strebewerk).

Stilproblem. Was schon P. Frankl (vielleicht zu Unrecht) in seiner Besprechung des M'schen Buches über St. Elisabeth in Marburg (Jb. f. Kunstwiss. 1926, S. 116) rügte, das Nichteingehen auf die eigentlichen Stilprobleme, das stellen wir auch hier fest, müssen also annehmen, daß es unausgesprochene Absicht des Verfassers ist. In der Tat bleibt die Betrachtung bis zum Ende gewissermaßen nahsichtig, stellt nur ganz kursorisch die Frage des Verhältnisses dieser Kunst zur französischen Gotik, sagt aber nicht, ob und inwiefern die herausgestellten Besonderheiten spezifisch spätromanisch oder etwa nur kölnisch seien. Es hätte ja nahe gelegen, etwa bedeutende Bauwerke anderer Landschaften (wie den Wormser, den Mainzer oder den Bamberger Dom) zu vergleichen, um das besondere Kölnische zu erkennen. Das geschieht jedoch nur zu Beginn der Untersuchung, wo mit Recht die Tradition der Geschoßgliederung am Niederrhein bis zur ottonischen Zeit zurück verfolgt und gegen die oberrheinische Art der senkrecht durchlaufenden Gliederung abgesetzt wird. Auch möchte man wohl erwarten, daß etwa Bauten vom „unteren Mittelrhein“ oder aus dem Maasland zum Vergleich herangezogen würden, um eben die Berechtigung dieses Ausschnittes zu erweisen.

Abgrenzung. Damit berühren wir eine Seite des Buches, die der Rezensent nicht anders als eine Schwäche ansehen kann: ist die — sehr enge — Auswahl der betrachteten Denkmäler berechtigt? M. a. W., sind alle wesentlichen Bauten erfaßt, die über kölnische Architektur zwischen 1150 und 1250 aussagen? Sind die (ohne Zweifel mit Bewußtsein) unberücksichtigt gebliebenen Bauwerke des rheinischen Umkreises ohne wesentliche Beziehung zur „kölnischen“ Baukunst, ja sind wir berechtigt, diesen Begriff so eng zu fassen, wie M. es tut? Hat z. B. Xanten weniger mit St. Georg zu tun als Roermond mit Bonn, oder sagt Bacharach weniger aus als Boppard? Kann man wirklich die Maastrichter und Lütticher Bauten so aus dem kunstgeschichtlichen Verständnis der Kölner Baukunst herausnehmen, wie es M. mit einem einzigen Satze (S. 36) angibt? Mir will fast scheinen, als ob der Verfasser diese Fragen bewußt unberücksichtigt gelassen habe. Da es sich aber (übrigens entgegen der Ankündigung des

Verlages) um eine Untersuchung entschieden wissenschaftlichen Gepräges handelt, so hätte wohl wenigstens die Abgrenzung begründet werden sollen.

Gewiß, wenn wir mit M. Groß St. Martin früh ansetzen, so kann die Wandspaltung hier nicht mehr im Gefolge der Westchorhallen entwickelt sein. Die Entwicklungsreihe St. Jakob und St. Bartholomäus in Lüttich — St. Servatius in Maastricht — Xanten, als deren Glied Verbeek den Westchor von St. Georg erwiesen hat, und die sich in den Westbauten von Neuß (um 1200) und Tienen noch fortsetzt, bleibt aber bestehen, umso mehr, als M. selbst ja stark die Verschiedenheit der Struktur in Apsiden und quadratischen Räumen herausarbeitet. Wir hätten also, nunmehr mit zeitlichem Vorrang Kölns und der Apsis, die gleiche Parallelentwicklung vor uns, die A. Verbeek gezeigt hat. Daß sie erhellend für die kölnische und niederrheinische Entwicklung sei, ja mit dieser verzahnt, läßt sich doch wohl kaum leugnen. Zwei weitere von M. nicht genannte Maasbauten, die in diesem Zusammenhang noch nicht gewertet wurden, dürften diese Überlegung stützen: der Ostchorturm von Saint-Nicolas-en-Glain zeigt als schlagende Parallele zu Schwarzrheinhof die Ausbildung der Zwerggalerie; daß für ihn das überlieferte Weihedatum 1151 (das gleiche Jahr wie Schwarzrheindorf) zutrifft, erscheint nach M's Umdatierungen unzweifelhaft. Umgekehrt stützt dieser wichtige kleine Bau seinerseits die These M's. (Vgl. die Notiz auf S. 92.) Ferner hatte die Apsis des großartigen Westbaues von Nivelles, leider 1662 zerstört, nachweislich Innenlaufgang und Zwerggalerie, deren genauere Form freilich unbekannt bleibt. Es erscheint nunmehr als zwangsläufig, die Urkunde von 1185 (die von Rechtsgeschäften „*infra turrim*“ spricht), als terminus ante für diesen Westbau anzusehen und diesen als wichtiges Glied in die Entwicklungsreihe vor 1200 einzureihen. Wir müssen also mit verlorenen Zwischengliedern rechnen. (Auch die Westapsis von St. Mariengraden in Köln, deren dreigeschossige Außengliederung überliefert ist, muß als Unbekannte in diese Rechnung eingesetzt werden.) Als weitere Variationen sind schließlich die Zwerggalerien vom Obergeschoß der Westbauten von Nivelles und Tienen zu nennen.

M. hat sich nicht darauf beschränkt, die in engster, sagen wir hüttenmäßiger Verbindung mit Kölner Bauten stehenden Denkmäler einzubeziehen, sondern seinen Kreis weiter gezogen: Bonn und Roermond, Heisterbach und Sinzig, Münstermaifeld und Linz, Neuß, München-Gladbach, Gerresheim, Kaiserswerth und Werden sind ebenso ausführlich besprochen wie die großen Kölner Kirchen. Die Betrachtung weitet sich also zu einer der niederrheinischen spätromanischen Baukunst und erweist implicite, daß sich das Kölnische nicht aus dem Niederrheinischen herauslösen läßt. Es zeigt sich vielmehr, daß außerhalb der Metropole entscheidende Bauten entstehen, ohne die auch die Kölner Kirchen nicht zu verstehen sind. M. arbeitet völlig überzeugend die Ansicht heraus, daß wir es in diesem Bereich nicht in erster Linie mit einer folgerichtig fortschreitenden Entwicklung zu tun haben, daß vielmehr die Variationsbreite den Eindruck entscheidend bestimmt. Wenn diese richtige Erkenntnis schon an einem Ausschnitt des Materials gewonnen wurde, so erscheint doch dessen Wahl mehr oder

weniger willkürlich, indem ganze Denkmälergruppen beiseite geblieben sind (vor allem im Koblenzer Bereich, Xanten und die oben erwähnten Maasbauten, in Köln selbst St. Maria Lyskirchen). Gerade mit den Westbauten im Maasgebiet und am Niederrhein hätte sich aber die zweigeschossige Wand- (und Raum-)kreisung um wichtige Beispiele vermehren lassen. Sie würden neben den drei, von M. mit Recht als parallele Abläufe verstandenen Entwicklungen der Zwerggalerie, der Apsislaufgänge und der Triforien eine vierte, die der Westbau-Anräume und -Laufgänge bilden.

Einzelfragen. M. verwertet im allgemeinen ausgiebig den Ertrag der jüngeren und jüngsten Forschung, die er selbständig verarbeitet. Sein eigener Beitrag liegt hier unstreitig darin, daß er durch Vergleiche der Bauzier in vielen Fällen zu einer zusätzlichen Fixierung gelangt. Nicht ausreichend begründet erscheint mir die Annahme einer einschiffigen Langhausplanung für Groß St. Martin (vor 1172) und Neuß (nach 1209) sowie die Angabe, daß der Roermonder Westbau im Innern ursprünglich ganz zweigeschossig gewesen sei.

Zusammenfassend möchte man sagen, daß die kölnische Baukunst der staufrischen Periode eine schöne, würdige, gut lesbare und wissenschaftlich ertragreiche Darstellung erfahren hat, deren Hauptstärke im sehr lebendigen Erleben der baulichen Individualitäten beruht. Die von verschiedenen Seiten vorgeschlagenen Umdatierungen werden hier zum ersten Mal in ihren Folgen wissenschaftlich durchdacht und ausgewertet. Außerdem hat M. die Forschung um den Begriff der *Kreisung* bereichert, die viel zur Erfassung gerade dieser Kunstrichtung beizutragen vermag. Leider werden aber die Möglichkeiten nicht voll ausgeschöpft, da das behandelte Phänomen weder ausreichend definiert noch überzeugend abgegrenzt ist.

Zu den Abbildungen. Der Verlag hat das Werk denkbar reich bebildert, wofür man ihm danken muß. Einige Ausstellungen lassen sich jedoch nicht verschweigen: die Grundrisse und Schnitte, zumeist den Kunstdenkmälerbänden entnommen, sind vielfach unscharf reproduziert, einige sind außerdem seitlich angeschnitten. Wenn man sie schon ohne Rücksicht auf den Verkleinerungsgrad auf Satzspiegelbreite brachte, so hätten die Maßstäbe nicht weggeschnitten werden dürfen. Auch die willkürliche Anordnung (Osten einmal links, einmal rechts, dann wieder oben, und das sogar bei zusammengehörigen Rissen) wirkt verwirrend. Die Fotografien, in reicher Auswahl, sind leider auch nicht gleichmäßig scharf reproduziert, vor allem aber muß auffallen, daß das Titelbild St. Aposteln in der verstümmelten Form seiner Wiederherstellung zeigt. (Leider hält sich auch der Zeichner des geschmackvollen Umschlags z. T. daran.) Jeder, der mit Beenken dagegen protestiert, diese (als Notlösung allenfalls erträgliche) Form als endgültige hinzunehmen, wird sich dagegen wenden, sie an so repräsentativer Stelle gleichsam „anerkannt“ zu finden.

H. E. Kubach